

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 28 (1968-1969)
Heft: 5

Artikel: Die Schinznacher Tafelrunde von 1777
Autor: Schmid, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schinznacher Tafelrunde von 1777

Auf dem gewitterschwarzen Hintergrunde des gefährlich schleichenden Zerfalls der alten Eidgenossenschaft hebt sich die Schinznacher Tafelrunde der Patrioten wie ein farbig-bewegtes Bühnenspiel ab. Sie nannte sich Helvetische Gesellschaft und vereinte zur Freude des Gründers, des Basler Ratschreibers Isaak Iselin, seit dem Mai 1761 jährlich im alten Schwefelbad von Schinznach die Besten des Landes: Adel und Bürgerliche, Katholiken und Evangelische, Ratsherren, Ärzte, Professoren, Fabrikanten, Kaufleute und Offiziere aus regierenden Orten, aus zugewandten und Untertanen-Landen. Im Kummer um das Schicksal des bedrohten, ausgehöhlten Vaterlandes erlebten sie den gleichen Schmerz, im tränenreichen Glücksgefühl der Freundschaft schmolzen alle Standesunterschiede, und der Hochflug kühner Pläne von Verbrüderung und reiner Glückseligkeit, die werden sollten, hob alle gleichermaßen ins luftige Reich der Ideen. In jedem Geschichtsbüchlein für unsere Jugend prangt, als lebten wir noch in der Zeit der Perücken, die beispielhafte Episode, wie der württembergische Prinz den Zürcher Kleinjogg an den Arm nimmt und sich mit dem philosophischen Bauern über Saatgut und Feldbau tiefsinnig unterhält. Man stößt ja überall an den Himmel, wenn man die Erde recht betrachtet.

Die Historie hat uns schon längst berichtet, wieviel wohlgemeinte Pläne und Vorschläge zur Behebung der Mißstände des Landes in Schinznach besprochen, wie viele anfeuernde Berichte und Aufmunterungen beklatscht wurden, welche berausenden Prophetien wie buntes Feuerwerk aufstiegen. Nicht leicht aber fühlt unsere kühle, von Skepsis zerrissene Zeit die Begeisterung, die Herzensergüsse, die Glückseligkeit der Freundschaft nach, welche die Herzen der Teilnehmer sättigten, nicht gebührend schätzt sie die Spässe, übermütigen Scherze, Verse und Tischgespräche, die kindlich erheiterten. Es ist gelegentlich himmlische Heiterkeit, die über dem Silberschilf der nahen Aare und in den Kronen der Bäume unter dem Waldkamm der Habsburg glänzte, Geist einer Zeit, welche die Humanität als Stern der Sterne verherrlichte.

Als

Ulysses von Salis-Marschlins, bis 1768 französischer Minister in Bünden, sich von der größten Enttäuschung seines Lebens aufrichten wollte, war es Schinznach, das ihm wieder Mut und Tatkraft schenken durfte. Ich werde dem Leser diesen faustischen Geist kurz vorstellen müssen. Ulisses, aus dem Geschlecht der Salis, der sich nach dem Schlosse Marschlins am Fuße des dunklen Valzeinerberges Salis-Marschlins nannte,

war im 18. Jahrhundert der führende Kopf der Salis-Partei, leidenschaftlicher Politiker, intrigant und gar zu oft wenig wählerisch in den Mitteln, wenn es galt, die gegnerischen österreichischen Adelsfamilien Bündens zu bekämpfen. Aber es wohnte noch eine andere Seele in seiner Brust. Hochgebildet, künstlerisch begabt, allem Schönen und Hohen zugewandt, mit den Besten Helvetiens und Deutschlands verbunden, opferte er ein gewaltiges Vermögen für die Schule, die von Martin Planta und Nesemann in Haldenstein errichtet und im Halleschen Geiste geführt wurde. Er nahm sie in sein mit großen Kosten ausgebautes Schloß auf, wandelte sie zum Philanthropin um und träumte davon, daß solche Philanthropine, über ganz Europa verstreut, Menschenverbrüderung, Glück, Wohlergehen, Tugend und Adelsschönheit bringen würden. Bündner und Schweizer Buben, Französlein, Deutsche, einige Holländer lernten nach Basedows Kupfern in den nach den neun Musen getauften Lehrkammern des viertürmigen Schlosses, reisten tagelang in die Berge und Bäder, wallfahrteten sonntags singend zu den Tempelstätten am Berg, um das Hohe zu preisen und das Ewige zu verehren. Aber das hochgemute Erziehungswerk zerfiel aus mancherlei Gründen gar bald; der Fürsorger der Schule, wie sich Ulysses nannte, versank in Schwermut und war nahe der Verzweiflung. Da begab er sich auf Reisen, um dann bald zurückzukehren und im alten Schinznach die Freunde zu treffen und sich in ihrem Kreise zu Mut und Lebenskraft zurückzufinden. Das war im Jahre 1777.

Aber ich will nicht Salis' Geschichte erzählen; das ließe sich in Kürze gar nicht tun, ohne zu verzeichnen und die

Grundrisse zu verschieben. Ich möchte einige der Männer betrachten, die in dieser Gesellschaft saßen, einige wenige Medaillons ins Licht heben, welche an die seltsam verschlungenen, ewig wunderlichen Wege menschlicher Schicksale erinnern. Man wird annehmen dürfen, daß Salis schon der Gegenstand der Verhandlungen genugsam in freudige Erwartung versetzte, sprach doch der Vorsitzende, Junker Doctor Stockar von Neunform, über den Begriff des Vaterlandes. Er malte das Bild eines geschlossenen Staates, in dem die Grenzen der Cantons verschwunden und alle Bewohner gleiche Rechte hätten. Schinznach aber sei das Mittel, den Glauben an das allgemeine Vaterland zu stärken. Unsern entzückten Augen, so redete er, stellet sich das allgemeine Vaterland selbst in der liebenswürdigsten Gestalt dar; alles, was wir sehen und hören, ist sein Bild; was ein Stand dem andern seyn und werden kann, das sind wir einander: Vergessen aller Cantons Unterschiede, und haben kein anderes Geschäft, als uns dem Gefühl des Glücks zu überlassen, Söhne Helvetiens zu seyn, das unser aller Mutter ist.

Ein dreytägiges Wollen des Geistes war diese siebzehnte Versammlung der Helvetischen Gesellschaft, meldet der Berichterstatter, von der ersten Minute bis an den Abschied stets abwechselnd und erhöht.

Dieses Wohlleben des Geistes, die Geselligkeit, Freundschaft, die gemeinsamen Spaziergänge, die Aussprachen, Tafelfreuden, Witz und Spaß mögen mehr noch als Stockars vaterländischer Sermon der Gesundbrunnen gewesen sein, der den verwundeten, in Kämpfen und Niederlagen vereinsamten Bündner Edelmann zu erquickern versprach und seinen

lebhaften Geist ins Sprühen bringen konnte. Pathos des Kosmopoliten und ätzende Ironie lagen ihm wie Witz und kindlicher Spaß. Er hatte für die Stunden der Geselligkeit ein kleines «Drama per Musica» verfaßt, betitelt: «Jupiter und Schinznach»; es ist im gleichen Jahre gedruckt worden, «nebst einigen ob der Tafel recitirten Impromptüs». Kein literarisches Dessert, gewiß nicht; aber aufschlußreich durch Stellen, welche Anwesende mit Spaß und Lachen heraus hoben, macht dieses Schriftchen uns Spätere, die wir den Lebensweg der Genannten überblicken, tief nachdenklich. (Andere Namen lesen wir in den gedruckten Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft.) Wieviel kommendes Leid lag da in der Freude verborgen; wieviel Kummer und Sorge wartete, die Heiterkeit der bekränzten Stunde abzulösen!

Es ist kaum verwunderlich, daß der Verfasser, wohl auch Herausgeber, unserer leichtwägigen kleinen Dichtung den anwesenden Thiele nirgends betupft; das Verhältnis der beiden mag wohl das tastender Vorsicht gewesen sein, obwohl sie zusammen gewirkt hatten. Magister

Johann Georg Philipp Thiele

aus Hamburg war einer der vielen rastlosen Wanderlehrer und geistigen Abenteuerer, wie sie das 18. Jahrhundert hervorbrachte. Am 9. Mai 1745 als Kaufmannssohn in Hamburg geboren, der Hochburg des Rationalismus, die der Geist des alten Reimarus beherrschte, besuchte er die berühmte Handelsakademie des Professors Johann Georg Büsch. Es ist die Schule, die ja auch Peter Ochs besuchte und die Iselin in seinen «Ephemeriden» preist. Nach seiner Promotion in Göttingen mit einer Arbeit über Aristaeus, den Gott der Bie-

nen, ward der kompromißlose Aufklärer von Bahrdt, dem berüchtigten Gießener Theologieprofessor

Dr. Karl Bahrdt,

würdig befunden, am Bündner Philanthropin Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache wie auch der Theorie und Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften zu werden; denn Bahrdt, von Basedow reklameknallig empfohlen, hatte die Direktion des Schulschlosses angetreten. Zwischen Bahrdt und Thiele war bald Streit, und da wir Bahrdt als Schwätzer, Intriganten und Bluffer kennen, nehme ich an, daß das Recht auf Thieles Seite war. In den 80er Jahren bewährte er sich ja als Rektor des Churer Gymnasiums, und auch sein Unterricht in Marschlins scheint gut gewesen zu sein. Zwar wird Thiele als salopp, unpünktlich, steif und unzugänglich geschildert. Vor allem war er immer wieder in Geldnöten und bettelte Salis um größere Summen an. Und da ist der Flecken, der das Fragwürdige seines Charakters verrät. Er hatte sich in Zizers mit Rosa Felix, der Tochter der Lieutenantin Felix, verehelicht, und nun ließ er die geborgten Gelder des Herrn Ulysses zum Teil auf die Schwiegermutter überschreiben. Später verließ er Frau und Kinder, und Salis mußte für die Verlassenen den Bundestag anbeteln. Ob die arme Frau früh gestorben, ob die Scheidung ausgesprochen worden, ist nicht auszumachen. Im Jahre 1803 heiratete er die 31jährige Dorothea Louise Schneider aus Pirmasenz, die lange Zeit die Familie — Rosa hatte ihm zwei Söhne geschenkt — mit ihrer Arbeit über Wasser hielt. Sie starb 1844, zwanzig Jahre nach ihrem Gatten, im Hamburger Werk- und Armenhaus.

Die Unrast Thieles, sein Hang zum Wechseln und Wandern, zum Abenteuer wird deutlich, wenn wir, selbst ohne Vollständigkeit, die Stationen seiner Lebensfahrt nennen. Nach Marschlins war er drei Jahre in Kolmar, dann drei Jahre Lektor und Bibliothekar an der Universität Heidelberg, darauf Rektor der reformierten Elementarschule und des Gymnasiums in Chur, um, kaum war die Schule flott im Gang, Weib und Kind zu verlassen und buchstäblich auf die Wanderschaft zu gehen. Er walzte und schriftstellerte. Dann tauchte er wieder in Graubünden auf, in Zizers, als wäre er erst gestern mit den Schwalben ausgezogen, ließ einen ambulanten Typographen kommen, damit er seine Schriften drucke: die zwei ersten Teile des «Schwabenkrieges», die «Pfefferser Quelle», «Rätsel für Denker und Menschen» und das scharfe Streitschriftlein wider Bahrtdt, womit wenigstens seiner fruchtbaren Schriftstellerei genannt ist. Als der Umbruch der Zeit kam, schmähte und bekämpfte Thiele, die er einst umschmeichelt hatte, und richtete sein Fähnlein nach dem Westwind. Die Revolution riß ihn in ihren Strudel. Die Kriegsjahre raubten ihm Hab und Gut. Er verfaßte, arm und elend, weinerliche Gelegenheitsgedichte und überschwängliche Huldigungsschriften und wirkte als Sprachlehrer in Hamburg. Auch hier aber war die Zeit der Aufklärung vorbei, der Geist des alten Reimarus wie Nebel verweht. Magister Thiele hauste vergessen und verlassen «Langenmühren über Nr. 55 und 55 P6», offenbar in einer «Sahlwohnung», d. i. ein Oberstock, zu dem man auf geländerloser Steiltreppe, am Strick sich haltend, mühsam genug emporkletterte. Am 5. März 1824 trat der Tod zu dem

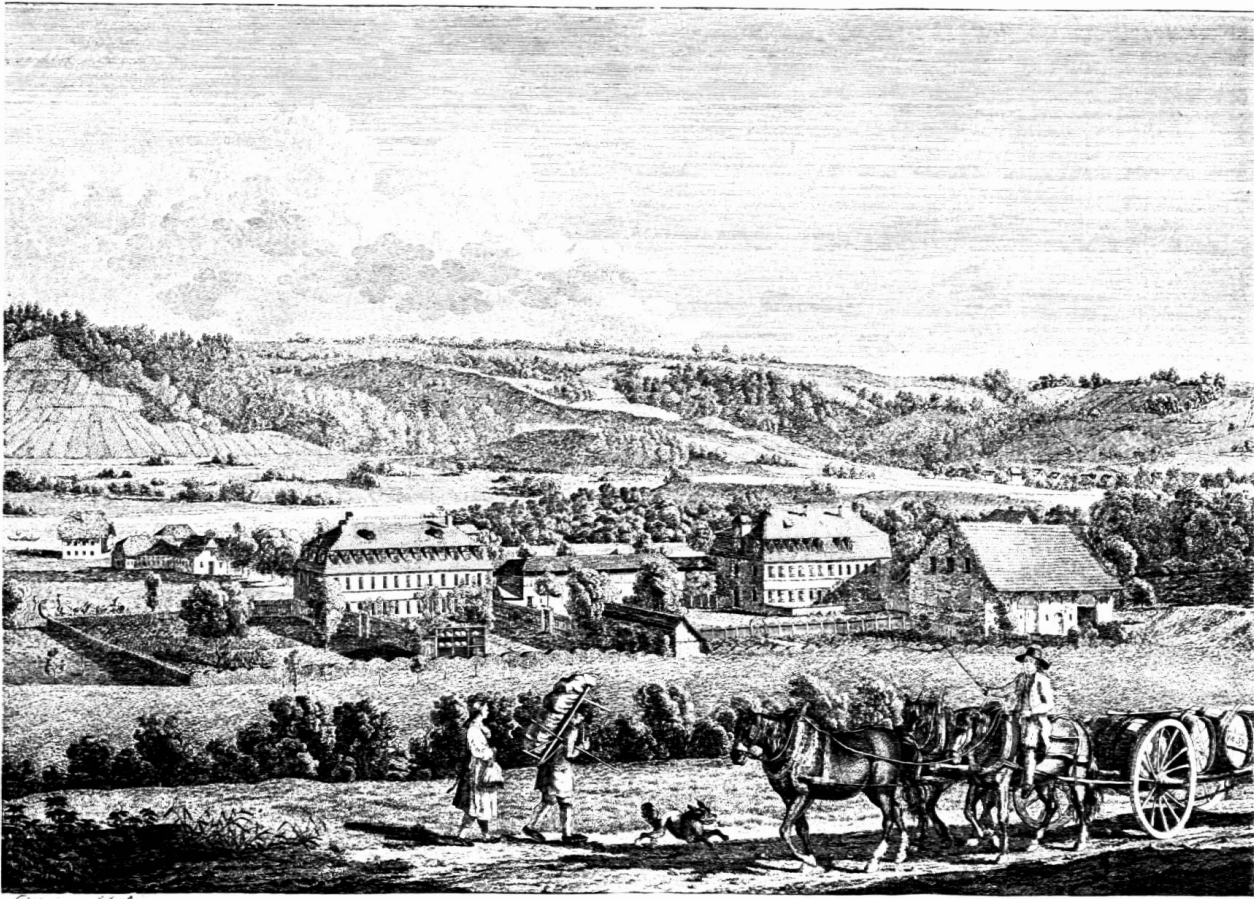
müde gewordenen Aufklärer und hüllte ihn in sein ewiges Geheimnis.

Aber halt, wir sind in Schinz nach in fröhlicher Runde. «Trinkt Brüder! Kömmt in heiliger Wuth / Mit Gläsern hergelaufen. / Pufft fröhlich an! Und wer's nicht thut — / Soll aus dem Badquell sauffen.» So ruft der poetische Herold, zur Fröhlichkeit aufmunternd, obwohl ein tagelanger, beharrlicher Regen alle Hecken und Wege näßte und die «Parücken» verdarb.

Mag sein, daß Thiele zur Schinz nacher Tagung gereist, weil sie ihm Gelegenheit bot, den neuen Brotherrn unter den Gästen zu finden und zu sprechen:

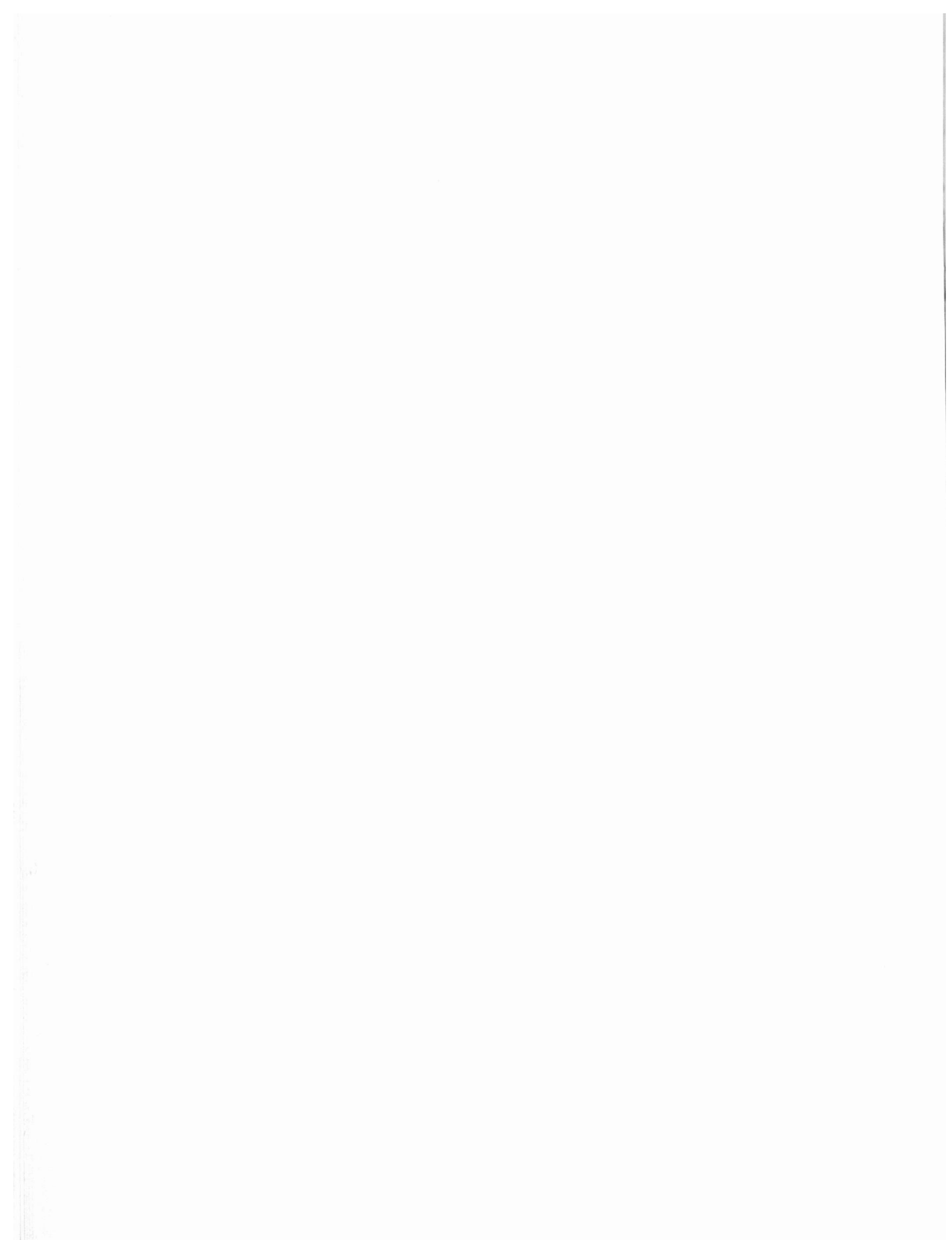
Gottlieb Konrad Pfeffel

von Kolmar. Pfeffel, seit rund zwanzig Jahren blind, hatte 1773 in Kolmar eine sogenannte «Kriegsschule», ein akademisches Erziehungsinstitut für den jungen, protestantischen Adel, also ein Konkurrenzunternehmen des nun bereits geschlossenen rätischen Philanthropins errichtet. Er galt als tüchtiger Schulmann und genoß den Ruhm eines von den Zeitgenossen vielgelesenen Schriftstellers. Seine Lehrgedichte und Fabeln im Stile des bewunderten Gellert waren Volksgut. Gedichte wie etwa «Die Tabakspfeife» haben noch unsere Väter auswendig gelernt, und dem «Johanniswürmchen» bin ich erst dieser Tage noch im «Utzinger» begegnet; es ist hübsch gemacht und gibt Banales gefällig, wenn das genügen sollte. Unser Tafelpoet will Pfeffel seiner Verse wegen sogar Pfeffer statt Pfeffel nennen; aber das ist der gebietenden Stunde zuzuschreiben. Soviel scheint mir erwähnenswert, daß der 41jährige, blinde, edle Mann am klarsten sah, wie Salis seine Lebensenttäuschung hinter Witz und



Bad Schinznach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Zeichnung von J. J. Bidermann



Scherz verbergen und der «Freunde blutend Mitleid» lindern wollte. Pfeffels Widmungszeilen haben kein Körnlein Pfeffer, sondern das leise Pathos der Güte. Nicht umsonst stellte sie der Herausgeber, ich denke Salis, an den Eingang des Schriftchens.

Fraglos, der Ausgelassenste unter den dreißig bis vierzig Teilnehmern war der 36jährige Zürcher Pastor

Johann Kaspar Lavater,

der berühmte Prediger mit dem schmalgeschnittenen Apostelgesicht, das Urbild des Nazareners, wie Walter Muschg einmal sagt. Asketisch-mystisch, schwärmerisch und betriebsam, war er in allen pietistischen und schöngeistigen Zirkeln zu Hause, gütig und bekehrungssüchtig stand er mit allen Verzagten in brieflichem Gedankenaustausch. Sein Name ward in Deutschland wie in Schweizer und Bündner Adelshäusern, vornehmlich von trostbedürftigen Damen, mit schwärmerischer Verehrung ausgesprochen. Seine Physiognomik beschäftigte alle Kaffeekränzchen. Seine Schweizerlieder begeisterten die Patrioten. Muschg urteilt recht hart über den «Kanzelliteraten», den «Ästhetem mit dem Heiligenschein». Aber die fromme Hilfsbereitschaft und die Tapferkeit in den Elendstagen des Vaterlandes soll man ihm nicht übersehen. «Dein Name, übermütiger Kanzelliterat, wird weit gehen», raunt unsichtbar aus den Regennebeln die Norne hinter dem glücklichen Schinznacher Gast, «deine geistlichen Lieder werden viele erbauen, deine Predigtworte Unzählige stützen, und für erbarmende Hilfe wird dir das Stigma des Christen.» Er hört solches nicht in dieser Stunde der Freude. Eben gibt er ein Impromptu zum besten — es ist ein bißchen vorbereitet, zugegeben — ein Ge-

dicht von 42 Zeilen, durchgereimt, Zeile für Zeile, einem «Männchen von hoher Intelligenz» zugebracht, das das letzte Reimwort schenkt: Lenz!

Es ist anzunehmen, daß Lavater seinen Gast

Jacob Michael Reinhold Lenz

nach Schinznach brachte; Unruhe und Reue hatten den jungen Poeten an den Oberrhein und in die Schweiz getrieben. Am 12. Januar 1751 in Seßwegen, Livland, geboren, hatte er Theologie studiert, bis er in Straßburg, wohin er als Hofmeister zweier Adelliger gekommen, unter den Einfluß Goethes und Herders geriet und sich nun für Rousseau, Shakespeare und Ossian entflamte. Ehrgeizig und eitel, träumte er, es Goethe gleich zu tun. Goethe erzählt im 14. Buch von «Dichtung und Wahrheit», Lenz habe ihm, kurz nachdem der «Götz von Berlichingen» erschienen, einen umfänglichen Aufsatz zugestellt, «Unsere Ehe» betitelt. «Das Hauptabsehen dieser Schrift war», berichtet Goethe, «mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir unterzuordnen, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Im gleichen Geiste ist Lenzens Literatursatire «Pandaemonium germanicum» gehalten, wo Goethe und Lenz denselben Berg besteigen. Goethe: «Lenz, was Deutscher machst denn Du hier?» Lenz

(ihm entgegen): «Bruder Goethe!»
(Drückt ihn an sein Herz.)

Lenzens Dramen haben scharfe Charakterzeichnung, Züge lieblicher Zartheit, Blitze echten Genies; aber es fehlen oft der zwingende Gehalt, das Kompositionsgefühl, die poetische Durchsonnung. Grell, frech und ungeheuerlich stößt so häufig die Handlung vorwärts, und wild durcheinander wirbelt die Szenenfolge. Das Drama «Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung», eine starke Leistung, wurde immerhin wegen ihrer draufgängerischen Manier eine Zeitlang dem Dichter des «Götz» zugeschrieben. Was konnte Lenz stolzer machen? Es ist nicht gedacht, auf weitere Dichtungen, Kritiken, Abhandlungen und Entwicklungen Lenzens hinzuweisen. Das Romanfragment «Der Waldbruder», geschrieben im Sommer 1776, ist reich an schmerzlichen ekstatischen Dissonanzen und verrät, wie der Ruhlose immer mehr in «das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen» hineinjagte.

Seine Liebesanträge bei der armen Friederike von Sesenheim, seine plumpe Taktlosigkeit gegenüber Frau von Stein verscherzten ihm Goethes Freundschaft. Lenz wurde aus Weimar ausgewiesen. Innerlich gebrochen, schweifte er rastlos im Elsaß umher und erreichte schließlich die Schweiz. Da saß nun der kleine, 27-jährige Verherrlicher des Naturevangeliums, der Stürmer und Dränger, der uferlose Romantiker und wilde Ekstater neben dem bewunderten Prediger Lavater, saß da, kindlich und entzückt über die Begeisterung, welche sein Genie und Poetentum auslöste. Wer hätte dem guten Jungen angesehen, was er hinter sich hatte, und daß er in Derbheiten, in Witz und shakespearischen Narrenpos-

sen noch immer Meister sei. Er antwortete Lavater:

Woher, Herr Seelen-Archiater,
Der Geistlich-Armen Procurater,
Der Verse wahre Pia-Mater,
Der Versemacher Prior-Pater,
Von guten Schädeln stets der Frater,
Von allen Schwachen stets der Vater,
Von allen Starken der Calfater —
Kurzum, mein lieber Herr Lavater,
Des Herr Gotts Nuntius a Later! —
Sag Er, wo nehm ich einen Stater?

Und wer hätte bemerkt, daß schon der Dämon seine Fänge nach ihm streckte? Im gleichen Jahre brach der Wahnsinn in ihm aus und ließ ihn in den kommenden Jahren nur noch vorübergehend an den hellen Tag. Nach 15 qualvollen Jahren starb Lenz, im Jahre 1792 zu Moskau, im zweiundvierzigsten Jahre seines unglücklichen Lebens, verblich wie ein Meteor, das nur kurze Zeit geleuchtet.

Das war, beiläufig notiert, die Zeit, da Ulysses von Salis der Verfasser unseres «Dramas per Musica» sich wieder in den politischen Strudel warf. Bald darauf aß er, von seinen Gegnern geächtet, das Brot der Verbannung.

Noch einer ist in unserm Momentbild mit einem Sternchen anzumerken:

«*Heinrich Pestalutz, von da*», wie das Personenverzeichnis des Verhandlungsberichtes sagt. Er war vom Neuhof herüber gekommen, vermutlich auf seinem lieben Rößlein, auf dem er im scharfen Trab oder gestreckten Galopp nach Brugg zu reiten pflegte, um im «Sternen» die Schaffhauser Zeitung zu lesen. Von ihm ist kaum die Rede in den Impromptüs; es heißt an einer Stelle, daß er eine «Erziehungsfabricke» besitze,

das ist alles. Wer hätte von ihm viel zu sagen gewußt? Daß er gar nicht galafähig und sein Strubelkopf keiner Perücke willig sei! Erfolge hatte er noch keine zu verzeichnen, nur Niederlagen, nur Schande!

Streit und Zank mit den nachbarlichen Bauern wegen Weg- und Weidrechten, Mißernten, Unglück im Viehhandel hatten ihn nach wenigen Jahren zum Bankrottierer gemacht, und dann hatten ihn die Schwäger Schultheß in Zürich gedrängt, es mit der Industrie zu versuchen, mit Baumwollspinnen und Baumwollweben. Ach, das hatte wohl sein müssen, damit ihm die Augen hell würden für die bittere Armut weit im Land herum. Scharen von Bettelkindern trieb ihm jetzt die Teuerung auf den Hof, damit er sie nähre und ihnen ein Dach gebe. Gewiß, das sollten sie haben, Speise und Trank und Geborgenheit und Liebe und gute Lehre zu Wachstum und Gedeihen.

Er hatte das Elend der Verdingkinder gesehen, wie sie ohne Mut und Heiterkeit serbelten, zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften sich selbst und dem Vaterlande heranwachsen. Da jammerte ihn, und er nahm sie in sein Haus auf. Eine Bildungsfabrik! Schon gut, der Spaß! Spaß und Übermut waren seine Sache auch. Aber der ganze Tenor dieser Schinznacher Tage, war er nicht weit vom Leben, von der Wirklichkeit, von der Scholle entfernt? Brannte man hier nicht ein Feuerwerk ab, das niemanden wärmte? Reimte man nicht spielerisch und eitel ins Leere? Dieses dreitägige Wohlleben ließ ihn im Innersten leer. Ihn schauderte bei dem Gedanken, in die tiefste Verlassenheit hinabzusteigen, sich wie der elendeste Tauner zur Ackererde

krümmen zu müssen, um vielleicht einmal, einmal des Tages froh zu werden.

Als nun die Stunde des Abschieds gekommen war, man sich umarmt, die Hände geschüttelt hatte — die diensttuenden Mamsells nahmen das Trinkgeld in Empfang und machten ihre Knickse —, und als nun die Pferde anzogen, die Hufe blitzten und die Kutschen polterten, beschlich Pestalozzi doch die Wehmut, daß soviel Heiterkeit, Scherz und Spaß verflogen, alles entzaubert war wie nach einem Policinello-Spiel das er einmal, weiß Gott, wann und wo, bestaunt und beklatscht hatte. Er geriet ins Grübeln, wie immer, wenn er allein war, und wußte nachher nicht, wie er durch die Felder nach Hause gekommen. Er sann:

«Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist; der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? warum nehmen die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sey? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen, und lernt ihn nicht kennen! forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe!

Und ihr, die ihr den Menschen braucht und saget, daß ihr ihn hütet und weidet; nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seine Ochsen? Habet auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntniß eures Geschlechtes und eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedriget, was ihn stärket, und ihn entkräftet, das ist Bedürfniß der Hirten der Völker und Bedürfniß des Menschen in den niedersten Hütten . . .»

Goethes Erziehungsideen

Den Ausführungen gehen hier Goethes «Urworte» voraus.

Urworte (Orphisch) von Goethe

Daimon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Tyche, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt,
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl, so wie ein anderer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harret der Flamme, die entzündet.

Eros

Die bleibt nicht aus! Er stürzt vom Himmel nieder
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Ananke, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille,
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir, scheinfrei, denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Elpis, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehr'nen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt
(Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen)
Ein Flügelschlag — und hinter uns Äonen!

Wenn Faust den Ostergang tut, löst sich das Dunkel seiner durchwachten Nächte. Heiterkeit der Fluren, bunte lustige Volksmenge, *Natur*, «die lebendige Natur, da Gott den Menschen schuf hinein», strömt aus der unvergleichlichen Szene entgegen, in der der ganze große Dichter lebt.

Unser Osterspaziergang führt in die pädagogische Provinz, das Wort weiter als in dem mit Goethes Werk verbundenen Sinne gefaßt. Aber auch unser Osterspaziergang soll, so hoffe ich, uns nicht ganz von Faust entfernen. Auch er möchte zum ganzen lebendigen Goethe führen. Darum verzichte ich darauf, alle Worte und Sprüche zu sammeln, die Goethe über Erziehung und Bildung geprägt. Ich botanisiere nicht in den Werken das «einschlägige Material», um Vergleiche zu ziehen, Nutzenwendungen zu säuseln, Parallelen zu konstruieren. Ich möchte versuchen nicht zusammen-

zuflicken, und ich bemühe mich, nicht in «Worten zu kramen».

Goethes Erziehungsideen sind ein geschlossenes Gebäude, seine Erziehungslehre nicht einfach Späne aus der Dichterwerkstätte, sondern Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit. Es ist auch nicht einfach so, daß erst der erfahrene Goethe, der Weise, zum Lehrer, im engern Sinne des Wortes, wird. Der Alte sammelt und spricht Erfahrungen seines ganzen Lebens aus.

Zeichnen wir den Schattenriß des Kinderfreundes. Matthisson hat Goethe bei einem seiner beliebten Kinderfeste beobachtet und schreibt darüber: «Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage (1783) persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten. Es galt, Ostereier aufzuwitern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren,

zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig. Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser mutwilligsten Quecksilbergruppe und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis.» (Gekürzt.)

Ja, schon der 16jährige Student, der neben seinen Studien eifrig zeichnet, malt und radiert, ist den Kindern seines Meisters, des Kupferstechers Stock, ein vergnügter Spielgenosse. Er ärgert sich über den vertrockneten Magister der Kleinen, der sie ganz ungeeignete Stücke aus der Bibel lesen läßt, er wählt bessere, liest vor und erklärt.

Später kommt er in den Kreis des Buffschen Hauses in Wetzlar, und manche Szenen des «Werther» haben sich fast genau wie die geschilderten abgepielt. Die Augen von ganz Wetzlar waren auf den jungen schönen Mann gerichtet, wenn er an Markttagen alle Kirschchen aufkaufte und die Kinder zum Schmause zusammentrommelte.

Begreiflich, daß Goethe die «Grasaffen» und «Wasseraffen» seiner Freundin, Frau von Stein, geliebt hat. Mit ihnen und den Kindern Herders unternimmt er große Touren und eigentliche, belehrende Exkursionen. Abends erzählt er ihnen Märchen und weiß ihnen die löschpapiernen Volksbücher seiner Vaterstadt: Die vier Haimonskinder, den gehörnten Siegfried, die heilige Genovefa lieb zu machen. Fritz von Stein nimmt er dann ganz in sein Haus auf und wird ihm Vater und Erzieher. Im 12. Buche von «Wahrheit und Dichtung» bezeichnet er es als eine seiner Eigenheiten, die ihm in seinem Leben so viel gekostet habe, daß er gerne sehe, wenn jüngere

Wesen sich um ihn versammeln und an ihn knüpfen, wodurch er dann freilich mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern habe ihn nicht von dem angeborenen Triebe zurückbringen können, der ihn noch jetzt bei der deutlichsten Überzeugung von Zeit zu Zeit irre zu führen drohe. Er erzählt dann im Anschluß an dieses Selbstbekenntnis die Geschichte von dem Harfe spielenden Knaben, den er auf der Rückreise von seinem Straßburger Aufenthalt in Mainz findet und mit nach Frankfurt ins väterliche Haus nimmt, zur Freude der Mutter, zur kleinen Freude des Vaters.

Erwähnt sei auch ein Schweizer Schützling. Auf seiner Schweizerreise war Goethe mit einem jungen Hannoveraner, Baron von Lindau, bekannt geworden. Diesem hatte ein Hirtenknabe von Meiringen, Peter im Baumgarten, das Leben gerettet. Von Lindau nahm den Waisenknaben als Pflegling an und gab ihn ins Philanthropin Marschlins. Vor seiner Abreise nach Amerika vermachte er ihm 2000 Taler und überließ Goethe die Vormundschaft. Nach dem Tode von Lindaus ließ Goethe den Jungen in sein Haus kommen. Er hatte viel Sorge und Ärger mit ihm, denn der «Hirtenknabe» war zu allerlei Streichen aufgelegt. (So strich er einmal die große Lavaterbüste mit Tusch an und ließ nur Augen und Mundpartie, d. h. einen Schnurrbart, weiß.) Natürlich nicht deswegen erwähne ich ihn und auch nicht der Landsmannschaft wegen. Vielmehr weil meines Erachtens durch ihn Goethe bestimmte Kenntnis von Marschlins gehabt haben muß. Bekanntlich hat Karl Jungmann den Nachweis versucht, daß der vorgesehene Tempelbezirk des Philanthropins Marschlins Modell sei für die

«Galerien» der pädagogischen Provinz, und er hat für seine Hypothese einleuchtende und sorgfältige Begründungen gebracht. Doch, lassen wir Seitenwege! Aus Peter ist dann doch noch ein Forstmann geworden.

Damit sind die Kindergestalten, die um ihn waren, die ihn beglückten, die er sorgend beglückte, noch lange nicht aufgezählt. Ich nenne: Felix Mendelssohn, Karl Eckert und Klara Wieck, man erinnert sich der fürstlichen Schützlinge.

Man ist also nicht überrascht, daß der große Dichter ein ängstlich besorgter Vater war, dem nichts vergleichbar . . . dem Gefühl des Vaters, der entzückt, In heiligem Anschauen stille hingegeben, Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte, Sich an der Bildung Riesenschritten freut, dem es in der Fremde zu einsam wird, in dessen Briefen nach Hause immer der Gedanke wiederkehrt: »Wäret Ihr doch bei mir.«

Bekanntlich ist der Sohn vor dem Vater ins Grab gesunken. Die Tragik des Genies schattet hier: daß sich mit ihm die Kraft erschöpft; alles, was nach ihm kommt, ist Stern ohne Eigenlicht, ist Maske ohne Leben. Doch haben immerhin wohlgeratene Enkelkinder Freude in seine alternden Tage gebracht. Auf seinem letzten Ausflug nach Ilmenau, dem Ort so vieler Erinnerungen, begleiten sie ihn.

Es soll uns nicht lange aufhalten, wie Goethe seine Schützlinge unterrichtete. Um geschlossenen Unterricht handelt es sich dabei nicht, vielmehr um freien Verkehr, um Anleitung zu eigenen Arbeiten und deren Überwachung und Korrektur. Fritz von Stein war manchmal sein Sekretär. Er diktierte ihm Teile des «Meister», ließ ihn Briefe auswärtiger Freunde abschreiben, botanisierte mit ihm, ver-

anlaßte ihn, Mineralien zu sammeln usf. Goethe sagt einmal mit Bedauern, wie mangelhaft aller Unterricht sein müsse, «der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird». Eine technologische Pädagogik ist hier also nicht zu holen. Wenn wir das Medaillon «Goethe als Kinderfreund» betrachten, so legen wir den Finger auf eine ganz andere Stelle, auf die Aussage, daß es zu seinen Eigenheiten gehöre, Kinder um sich zu haben, ja, sich mit deren Schicksal zu belasten. Erziehen ist ihm ein Forschungs- und Formungsbedürfnis, eine Strahlung seiner Schöpfernatur.

Das Kind ist immer ein Anfang, von tausend Rätseln umspielt, von verborgenen Kräften getragen, von bunten Möglichkeiten gelockt. Goethe schreibt im «Meister»: «So manches er (der Held) auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden.»

Also auch hier braust uns der Begriff *Natur* wie Orgelmusik in mächtigen Akkorden entgegen. Natur! Es gilt zunächst den Gefühlston zu erlauschen, der auf dem Worte liegt. Für Luther bedeutet Natur das Böse. Der «natürliche Mensch» ist der Mensch, der unter der Macht des Bösen, der im Banne der Sünde steht. Erlöst wird er erst durch die Gnade. Im 18. Jahrhundert sieht es anders aus. Das Wort hat positiven Gefühlswert, man spricht es mit, man darf wohl sagen, religiöser Begeisterung aus. Rousseau war nicht der erste und nicht der einzige, der das Wort Natur in diesem neuen Sinne gebrauchte. Aber er tat es mit jener Begeisterung und Gestaltungskraft, welche zündeten. Von nun an bedeutet das Leben im Zusammenhang mit der Natur, das Übereinstimmen der Na-

tur in der eigenen Seele mit dem Makrokosmos fast das gleiche wie das Leben unter der Gnade. Die Natur ist gut, die Gesellschaft, die *Kultur* verderbt den Menschen.

Aber für Goethe ist der Begriff nicht einfach ein unbestimmtes Gefühlserlebnis, das zu neuen Robinsonaden lockt. Es ist Erfassung eines gesetzmäßigen Wandels: Einzigkeit und Allheit, Beharrung und Veränderung, Ruhe und Fluß. Das alles schaut er darin. Auch er kennt und betrachtet den Gang der Natur, um Pestalozzi aufzurufen. Dieser Gang der Natur ist für ihn Wandlung, Metamorphose. Alle Teile der einzelnen Pflanze erklärt er sich aus der Modifikation eines einzigen Organes, des Blattes. Alle Pflanzenarten aus einer Urpflanze. Und dasselbe Gesetz, so sagt er, «wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen». «Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennen gelernt.» Das ist deutlich.

Auch seine Dichtergabe bezeichnet er in diesem Sinne als Natur. Ich will nicht auf alle die Metamorphosen hinweisen, die Goethes Leben und Werke spiegeln, wie er etwa in seinen dichterischen Gestalten eigene Züge verstärkt, verfolgt und in ihren Konsequenzen zeigt, oder wie er den Reigen der Frauen in den «Lehr- und Wanderjahren» in verbindenden Variationen schließt. Also jedes menschliche Leben begriff er als Metamorphose. Es besteht im Suchen und Finden, im Festhalten und Umbilden eines innersten Wesenskernes, den er nach Aristoteles als Entelechie bezeichnet. Diese Entelechie ist Form- und Entwicklungsprinzip, sich in polaren Spannungen verwirklichend. Ein Stirb und Werde, für das alles Wort nur

Gleichnis sein kann. Bald spricht er gleichnishaft von Einatmen und Ausatmen, bald von Leiden und Tun, bald von Aktion und Reaktion, von Genießen und Entsagen. In «Wahrheit und Dichtung» heißt es: «Genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.»

Äußerlich spiegelt sich diese Metamorphose des Menschen in den Lebensstufen und Lebensaltern, von der sonnigen Frühzeit bis an die graue Küste der Entsagenden, wo die Abendschleier des Mystischen uns einhüllen. «Das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, der da sein wird.»

Es ist also klar, daß die Goethesche Auffassung nicht rationalistischer Art ist. Nichts von jenem Bildungsoptimismus, der, an die Allmacht vernünftigen Erkennens glaubend, alles «machen» zu können meint. Ebenso wenig ist aber die Auffassung mit dem Begriff Romantik erfaßt. Wenn wir die Charakteristik Ernst Kriecks für diese gegensätzlichen Begriffe Rationalismus und Romantik brauchen, so haben wir den in Hell und Dunkel geteilten Kreis; im dunkeln Halbkreis die Romantik: Nacht, Tod, Grab, Dämon, Schicksal, Blut, die Allmutter Erde; im hellen Halbkreis den Rationalismus: Tag, Licht, Ratio, Gesetz, Bewußtheit, Gestalt, Zweck, Bildung. Aber eben so richtig ist Kriecks Ansicht, daß in diesen Begriffen keine der großen schöpferischen Persönlichkeiten aufgeht. Alle Ströme geistigen Lebens treffen und vereinigen sich in ihnen.

Johann Wolfgang von Goethe,
Kreidezeichnung von
Ludwig Sebers, 1826



Natur und Gott ist Goethe ein dunkelwogendes Einzelnes, eine Urmacht, aus unergründlichen Quellen gespeist. Eine Kraft, die sich in Gegensätzen auswirkt. Man beachte, mit welchem Nachdruck Thomas Mann in seinem Aufsatz über Goethe und Tolstoi die Problematik der Naturkinder betont. Darum bekämpft Goethe Newton, darum die mathematische Optik. Man hat folgende Stelle aus dem «Werther» als Rousseauschen Naturalismus bezeichnet: «Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde» . . . «Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Fröhlichkeit über die Gefahren der Welt hinwegzuschlüpfen erblicke, alles so unverdorben, so ganz; immer und immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn Ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun mein Bester, sie, die unsersgleichen sind, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben? Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheiter? Guter Gott in Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündet!» . . .

Diese Worte sind nicht Naturalismus, sondern das Staunen und die Ehrfurcht des schöpferischen Menschen, der im Kinde das Wachstum verborgener Kräfte belauscht. Noch der 60jährige spricht ja in «Wahrheit und Dichtung» ähnlich.

«Das Kind an und für sich betrachtet, mit seinesgleichen und in Beziehung, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, so heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies.»

«*Kindhaft*» bedeutet Goethe geradezu das Reine und Edle, wie die Marienbader Elegie zeigt.

Aber schon in diesen Anfang des Werdens, in das verzückt aufhorchende Kind spielt ein Unerklärliches hinein: das Dämonische. «Das Dämonische ist dasjenige, was durch Vernunft und Verstand nicht aufzulösen ist», das geheimnisvoll Göttliche. Die Mutter «Hermanns» weiß das. Und wo die natürliche Metamorphose abgewandelt ist, da tauchen Liebe und Hoffnung auf. Den alternden Faust hauchen nicht nur Not und Sorge an; auch die Hoffnung berührt ihn mit blanken Schwingen. Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Es handelt sich bei Goethe nirgends um konstruierte Erziehungslehre, sondern um Schau, um schöpferische Gestaltung. Wir haben schon angedeutet, daß mit der natürlichen Metamorphose des Menschen eine sittliche verschlungen ist. Die ganze gesetzmäßige Reifung geschieht unter dem Einfluß polarer Bildungskräfte. Gundolf hat sie, dem Dichter folgend, für Goethe selber mit Uerlebnis, Daimon, und Bildungserlebnis, Tyche, bezeichnet. Wenn wir es modern und prosaisch als Anlage-Umwelt-Problem bezeichnen, so haben wir einen allerdings hinkenden Vergleich.

Nehmen wir das viel zitierte:

«Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter nur im Strom der
[Welt]»

so haben wir gleich eine Gegenüberstellung, welche die Polarität spiegelt. Talent, Anlage zur Eigenart, Individualität, bedarf der Konzentration, des Aufsich-selbst-Gestelltseins, des ungestörten Wachstums; Charakter, «als etwas den Handlungen und Verhaltensweisen eines Menschen Gemeinsames», (um Rudolf Allers Formulierung zu folgen), «als grundsätzlich wandelbar betrachtet, ist Maxime des Handelns, und Handlung ist eine Relation zwischen Ich und Welt, vom Ich zur Welt».

Tyche, das Zufällige, wie es Goethe selbst übersetzt, die zufällige Umwelt, in die der Mensch hinein geboren wird, das Milieu, wirkt auf Dämon ein und beeinflusst ihn. Unter Tyches Einfluß kann er zum Eros werden, indem er das Du an sich reißt und in der Vereinigung mit dem Du Vervollkommnung, Ganzheit erlebt. Aber der reine, ungehemmte Eros würde das Ich auflösen, verströmen, wenn nicht wieder eine Gegenkraft der Tyche sich entgegenstellte. Es ist Ananke, nicht der gezwungene Zwang Spittelers, aber das Gesetz der Gesellschaft, des Staates, die Nötigung, wie es der Dichter selbst übersetzt.

«So sind wir scheinfrei
denn nach manchen Jahren
Nur enger dran,
als wir am Anfang waren.»

Ist nun Dämon aufgelöst, erloschen, nachdem Ananke den Eros gebändigt? Ist mit der Gefangenschaft in der Gegenwart das Menschenherz zur Ruhe gekommen? Siehe da, noch ein Fünklein

sieht es glimmend stehn; das blitzt auf und wirft einen großen Glanz von innen: Elpis, die Hoffnung. Goethe schließt seinen 1820 zu den «Urworten» veröffentlichten Kommentar: «Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.» Diese letzten Zeilen aber sind der Hoffnung, dem unentwegten Glauben, der vorwärts und aufwärts schaut, gewidmet.

Haben wir so den Weg der menschlichen Wanderschaft bezeichnet, so ist noch zu sagen, wie und wo der Wanderer zu Einsicht und Fernsicht kommt.

Durch die innere Stimme und durch die Tat, und da wenden wir uns denn den Werken zu, die in dichterischer Form Erziehung nicht nur darstellen, sondern auch bezwecken. Die Beziehungen zwischen «Meisters theatralischer Sendung», den spätern «Lehrjahren» mit den «Wanderjahren» herzustellen, wäre eine Arbeit literarischen Charakters, die mich nicht über Gundolfs Ausführungen hinausbrächte. Es sei darum nur soviel herausgehoben, als es unsere bisherige Darstellung festigt und beglaubigt.

Während Goethes Werk der Sturm- und Drangzeit die Behauptung des gärenden Ichs in der Welt, *gegen* die Welt darstellt, heißt das Problem für den Dichter nach dem mäßigenden Einfluß der Weimarer Zeit nun folgendermaßen: Wie wirkt die gesellschaftliche Welt auf einen allseitig bildungsfähigen Menschen? Wachsen und Streben werden dargestellt, Werther leidet an der Welt, darum Werthers Leiden, Wilhelm Meister strebt zur Welt, darum Meisters Sendung. Die Welt zerbricht den Menschen nicht mehr, sie fördert ihn.

Die «Lehrjahre» (der Titel ist bezeichnend) verlegen den Schwerpunkt vom Theater (einem Lieblingsgebiet Goethes fürs ganze Leben, man denke nur an die Vorrede im Faust) auf die Bildung überhaupt. Durch verschiedene soziale und Bildungsschichten geht der Held hindurch und mündet in einen Kreis freier Menschen ein. Jede Bildungsschicht hat ihre Funktion; Trieb und Charakter beherrscht die eine, Schicksal die andere, Vernunft die dritte. Jede gibt ihm die Geliebte, die der Stufe entspricht, bis hinauf zu Natalie. Schicksalsmächte, der Harfner und Mignon umwittern ihn. Mancherlei Bildner und Erzieher: der Abbé, der Marchese, Lothario, Jarno, alle Allegorien menschlicher Kräfte, fördern ihn. Planvoll lenkt ihn die Vernunft durch einen Geheimbund, für den das Freimaurertum die äußere Analogie gab.

In den «Wanderjahren» ist die Romanhandlung nur noch Rahmen, das Ziel ist Belehrung. So und so muß der Mensch nach bestimmten Gesetzen sein, um als brauchbares Glied des Gemeinwesens zu wirken. Der alte Goethe spielt nicht, träumt nicht; er lockt nicht wie im zweiten Teil des Faust den ganzen klagenden Zug der Erinnerungen und Dämonen aus sich heraus, wie Keller sagen würde, er will weise belehren wie der Plato der Politeia. Man kann sich allerdings fragen, wo Goethe mehr von seinen pädagogischen Ideen vermittele, in den «Lehrjahren» oder in den «Wanderjahren». Jedenfalls in der «pädagogischen Provinz» allein dürfen sie nicht gesucht werden. Ich lasse alles Literarische und Stilkritische und beschränke mich darauf, wenige Grundgedanken herauszuheben, ohne streng «Lehr»- und «Wanderjahre» zu scheiden.

Der Roman «Wanderjahre» hat den Untertitel «Die Entsagenden». Schon Johann Voeste hat in einem schönen Aufsatz mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß das Wort Entsagende kein negatives Vorzeichen sei. Es hat keinen elegischen Unterton. Über alles Geschehen ist vielmehr heiter Lust ausgebreitet; es fehlt nicht an lieblichen Örtlichkeiten, nicht an artig gedeckten Tafeln «mit feinem Nachtsch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen.» Die Bezeichnung bedeutet einfach Selbstbegrenzung auf die eigene Rolle, die nun jeder in der Gemeinschaft spielt. Auf die Gemeinschaft aber ist das Schwergewicht gelegt. Nicht etwa so, daß darüber die Individualität zu kurz käme. Darin besteht ja vor allem die Erzieherweisheit des Abbé, des geheimen Erziehers von Wilhelm Meister, daß er die Eigenart, den Wesenskern, die Entelechie, des Aufblühenden zu erfassen sucht. Darum läßt er seiner natürlichen Vielseitigkeit allen Raum. Sein Grundsatz lautet: «Nicht vor Irrtum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschöpfen zu lassen.» Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der pädagogischen Provinz, die Individualität der Zöglinge, ihre Wünsche und Neigungen, festzustellen. Die Zöglinge tragen denn auch keine Uniform, «denn die Uniform verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder». Sie dürfen Farbe und Schnitt der Kleidung wählen, und die Wahl wird genau beobachtet, weil die Farbe die Sinnesweise, der Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen läßt.

Der Individualität ist natürlich auch die Beschäftigung angepaßt. Mit dem eher rohen Beruf des Pferdehütens ist das Zarteste der Welt verknüpft: Sprachübung und Sprachbildung und zwar so, daß Jünglinge verschiedener Weltgegenden miteinander handeln und feilschen, jeden Monat in einer bestimmten andern Sprache. Begabte erhalten überdies private Förderung. Vor allem wird das Handwerk gepflegt. «Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Da wo ich Sie hinweise, hat man alle Tätigkeit gesondert, geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da, bald dorthin hinwendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzugänglich abirren mag.» Der Satz der Montessori: «Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben, und Freiheit ist Tätigkeit», dieser Satz ist also keineswegs so neu, wie mancher geschwätzig Polonius meint.

Der sichern Führung, den weisen Lenkern und praktischen Pädagogen wird mehr als einmal hoher Wert zubemessen. Da klingt es anders als gelegentlich bei heutigen Schriftstellern, die für das Schul- und Erziehungswesen nichts übrig haben, als hätte es ihre genialische Veranlagung verkannt und gehemmt. Denn auch der Unterricht in den «Wanderjahren» ist bis ins einzelne überlegt.

Sämtliche Tätigkeiten werden unterrichtlich gesondert, in die Elemente zurückgeführt. Nur was der Fassungskraft entspricht, wird vermittelt. Allerdings hat Goethe hier nicht alles romanfertig eingefügt. Manches ist, kaum mit der Handlung verbunden, bloße, ja trockene Beschreibung: verschiedene Handwerke und ihre Bedeutung, Spinnen und Weben, Bedeutung des Milieus; einzelne Charakterzüge und ihre Auswirkungen sind dann freilich im Märchen, in Erzählung und Fabel dargelegt.

Da der Gemeinschaft so große Bedeutung für das Leben zugeschrieben wird, muß schon das Kind zur Gemeinschaft erzogen werden. Gemeinsame Arbeit, Sammlung unter bestimmten Aufsehern, die immer nahe sind, Chorgesang, Feste, Rhythmik, das alles gibt dem Ganzen ein bestimmtes geschlossenes Gepräge. Man erinnere sich übrigens, welche Bedeutung dem Rhythmus in der Erziehung zur Gemeinschaft besonders heute wieder zugeschrieben wird, nach den Experimenten des Jesuiten Jousse selbst für die Gedächtnisbildung.

Gemeinschaft und Gesellschaft sind in unserm Roman entscheidender für die Erziehung als die Familie. Das Preislied für die Mütter ist nicht so laut wie bei Pestalozzi, wenn an einer Stelle der Häuslichkeit auch schöne Worte gewidmet sind. Und der Vater? «Mich dünkt», versetzte Wilhelm, «der Sohn entwickle sich nirgends besser als in der Gegenwart des Vaters.» «Keineswegs!» erwiderte Leonardo, «dies ist ein holder elterlicher Irrtum: der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut, deswegen die Alten schon zu sagen pflegten, des Helden Söhne

werden Taugenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins Klare zu kommen.»

Gemeinsam ist sodann allen Zöglingen die Stufung des Bildeanges: Lehrling, Geselle, Meister, eine Stufung, wie sie sich überall entwickelt, wo die Gemeinschaft gesteigerte Leistungen verlangt. Sehr deutlich heißt es ferner: Wer sich den Gesetzen nicht fügt, ist entlassen. Denn Maximen müssen sein. Natalie, die Erzieherin junger Mädchen, betont einmal, daß es nötig sei, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, damit sie dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, es sei besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibe.

Nun ist mit all dem Gesagten schon angedeutet, daß es sich trotz all der Gliederung, Spezialisierung und trotz des Eingestelltseins auf das Praktische hier nicht um bloß utilitarische Erziehung handelt. Wir sind auch in den «Wanderjahren» nicht in einer nüchternen Gegenwartswelt. Der Name Wanderjahre sagt es eigentlich schon. Über dem säuberlich in Gemüse-, Obst- und Heilkräutergebiet geteilten Fruchtgarten liegt Stille und Glanz reicher Kultur. Lob des Herkommens, Adel der Tradition klingen immer wieder und überall an. Muthesius berichtet, daß Goethe gerade das an Pestalozzi und vor allem an dessen Jüngern verdrossen habe, daß sie der Geschichte und Tradition so wenig Bedeutung beigemessen.

Der ganze Bildungsgang findet überdies seine Weihe im Kult. Weise und Sänger lehren mit priesterlicher Feierlichkeit. Fest und Tafelrunde umrahmen Gesänge und Musik, als wäre man bei Wagner. Und in dreifach gestufter Ehr-

furcht lernt der Zögling Achtung vor allem, was Odem hat. Weit läßt sich der Dichter über Religion und die Religionen aus, führt uns durch Hallen voller Schilderein, welche die verschiedenen Religionen charakterisieren. Was die «Wanderjahre» Fellenberg und somit auch Pestalozzi, was sie Marschlin verdanken, ist meines Wissens nicht restlos entschieden. Berichtet wird uns, die Grundzüge des Goetheschen Programmes für die Erziehung zur Ehrfurcht stammten zum Beispiel von Fellenberg. Dieser hätte, von Herbart angeregt, einen Gedanken verwirklicht, den schon Lessing und Herder pflegten: nämlich die Entwicklungsgeschichte der Religion nach der Entwicklung des Kindes unterrichtlich einzustellen. Dogmen der Kirche und Mysterien unserer Religion sollten nicht eher behandelt werden, als bis die Schüler genügend vorbereitet wären, «mit einem einfältigen Glauben das zu erfassen, was sich Unerklärliches darin findet.»

Nicht gemeinschaftzerstörender Individualismus, nicht individualismusknechtender Mechanismus, sondern organisches Verbundensein, das schildert dieser Roman. Es handelt sich denn auch um einen Bund, den die Personen dieser Erzählung bilden und den die Liebe kettet. Jeder ist Organ dieses Bundes, und sein Streben ist die Tat.

«Von dem Berge zu den Hügeln
Niederab das Tal entlang
Da erklingt es wie von Flügeln
Da bewegt sich's wie Gesang,

Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat:
Und dein Streben sei's in Liebe
Und dein Leben sei die Tat.»

«Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen.» Keiner hat denn auch Anspruch auf Mitgenossenschaft, der nicht in irgend einem Fach vollkommen ist. Jarno wird Bergmann, Friedrich Schreiber, Felix Stallmeister, Philine, «das unnütze Geschöpf in der Welt» Schneiderin, Lydie Nähterin, Wilhelm Meister Wundarzt. Zwar ist die höchste Stufe der Ehrfurcht die Ehrfurcht vor sich selbst; aber das bedeutet nicht Vergottung des Individuums; das heißt einfach Ehrfurcht vor dem Göttlichen in uns, wodurch das Menschenleben erst Sinn erhält.

Es ist also ganz selbstverständlich, daß der so gegründete, so verkettete Arbeitsbund für die Gemeinschaft wirkt. Der Gedanke des Zivildienstes ist hier vorweggenommen. Der Bund baut ein niedergebranntes Städtchen wieder auf, er kolonisiert, er urbarisiert Ödland. Jeder Teilnehmer hat gleiches Recht: der Handwerker wie der Fabrikleiter. Wer im Licht höherer Gesellschaftsschichten steht, führt und zieht empor. Um kommunistische Gleichmacherei handelt es sich nicht. Gut und Besitz wird nicht den Armen gegeben, sondern für sie verwaltet. Weltfrömmigkeit segnet das Tun, so daß am Ende jeder seine volle Garbe hat.

Schließlich umfaßt der Bund die Welt. Ein Teil der Bundesglieder wandert nach Amerika aus. Ja, durch Makarie gehen Zusammenhänge in überirdische Welten, wohin unser blödes Auge nicht mehr reicht.

Gottfried Keller hat seinen «Grünen Heinrich» ins Vaterland zurückgeführt

und durch den Dienst im und am Staat verwurzelt, im *Staate*, den er durch einen unverwelklichen Kranz herrlicher Lieder gepriesen hat. Goethe kannte die Blüte des Nationalismus, hier im guten Sinne, nicht. Er spricht an anderer Stelle vom Weltbürger, und Gemeinschaft ist ihm wohl eine Wirklichkeit, die aber ohne Grenzen und harte Gestalt zwischen den Gegensätzen des Einzelmenschen und der Menschheit fließt. Zwar spricht auch er von Volk, und jedes Volk hat seinen Lebensstil, sein Individuelles, wie durch Stellen aus den «Wanderjahren» belegt werden könnte. Aber jedes Volk stellt in seinen Urfunktionen und Urformen die gesamte Menschheit dar, wie in allen und den verschiedensten Volkszugehörigen das allgemein Menschliche überwiegt.

Und das Genie, das in der Sturm- und Drangzeit eine so große Rolle spielt? Es wird in den «Wanderjahren» besonders gern gesehen, weil es zum Respekt bequemt, «sogar vor dem, was man konventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Notwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten, und gereicht es nicht überall zum Glück?» Also auch das Genie ist nicht mehr um seiner selbst willen da. Ein Genie mit gestutzten Flügeln? Jedenfalls, der etwas pedantische Herr Rath, der Vater Goethes, würde sich an dieser Auffassung des Sohnes freuen, und Pestalozzi darf seinen Klageruf an das Genie in seiner Hoheit, das in die Irre zu gehen droht, verstummen lassen. Übrigens erinnern manche Szenen aus dem Institut zu Iferten, von Zander vorzüglich geschildert, an die «Wanderjahre» wie die Erziehungsideen Goethes an die des alten Pestalozzi. Vom Nützlichen

durchs Wahre zum Schönen, das steht über dieser Welt Goethes. Ein Utopien? Ein Idealbild, gewiß, wie es Plato, Fourier, Saint-Simon und andere geschaut. Die Schau eines Dichters und eines Weisen. Vielleicht aber sind Utopien, nach jenem bekannten Wort, Wahrheiten vor der Zeit.

Ermatinger hat irgendwo gesagt, Goethe offenbare die allgemeine Tragik des deutschen Volkes: die Ohnmacht, Wissen und Tat miteinander zu verbinden, die Erkenntnis in wirkendes Leben zu leiten. Nur des deutschen Volkes? Erleben wir nicht alle den qualvoll schweren Versuch, aus den Nationalismen herauszukommen zu größeren Völkergemeinschaften? Tun wir nicht alle den Blick ins Chaos? Es ist gar nicht ohne weiteres zu sagen, wie viel östliches Denken in unsere Weltanschauung und damit in unsere Erziehung hineingeflossen ist, wie viel Urständliches, Anarchisches unsere klassisch-humanistischen Ideale durchbrochen hat. Die Parallele, besser Gegensätzlichkeit, Goethe-Tolstoi beleuchtet das grell genug, eine Gegensätzlichkeit, schon verschiedentlich angeführt, am tiefsten gesehen, am geistreichsten gedeutet, am glänzendsten formuliert von Thomas Mann.

Überlieferung, Ehrfurcht, welche «die Menschen untereinander zu Menschen macht»! Unterordnung des Ich unter eine edle Gemeinschaft, so etwa heißt es bei Goethe. «Die Schule, in der weniger Zwang ist, ist besser als die, in der mehr Zwang ist. Die Methode, die zu ihrer Einführung keiner Anstrengungen der Disziplin bedarf, ist gut; die, welche mehr Strenge braucht, ist sicherlich

schlecht. Nehmen wir eine Schule wie die meine und versuchen wir dort Gespräche über Tische und Zimmerchen zu führen oder kleine Würfel hin und her zu schieben. In der Schule wird eine entsetzliche Unordnung entstehen, und es wird unbedingt nötig werden, die Schüler durch Strenge zur Ruhe zu bringen. Aber versuchen wir, ihnen eine interessante Geschichte zu erzählen oder Aufgaben zu stellen, oder lassen wir einen an der Tafel schreiben und die andern korrigieren, und lassen wir alle aus den Bänken heraus . . .» So Tolstoi.

Nicht was methodisch besser oder schlechter sei, ist hier die Frage. Die beiden Stellen möchten Gegensätze beleuchten oder wenigstens andeuten. Oder das andere! Die Jasnajer Kinder balgen mit ihrem weißen, weisen Lehrer herum. Der Wanderer in der «pädagogischen Provinz» dagegen findet überall Abstand, Gesetzmäßigkeit, Weihe, von zarter Musik übergossen. Der Geist der Musik, der Kultur, des feierlich gesetzmäßigen Zusammenwirkens waltet hier.

Wo wir stehen, möge jeder selber entscheiden. Hier taucht eine große, nicht leicht zu beantwortende Frage auf. Jedenfalls, so scheint mir, ist es eindrucksam, aus der Wirrnis unserer Tage in die Goethesche Welt der Klarheit und unverrückbaren Verpflichtung emporzuschauen, weit hin über Gipfel und Gräte, «ewigen Geistes ahndevoll.» Und sollten uns Kleinern nicht wie Faust die engelischen Chöre erschallen, so mögen wir schlicht das weise Wort bewahren:

«Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.»